

# KARL MAY



DER VERLORENE SOHN V

Sklaven der Ehre

Weltbild



# **Der Verlorene Sohn**

Sozialer Roman

von

**Karl May**

Band V

**Weltbild**

Diese Ausgabe erscheint unter Zugrundelegung der 1904/1905  
im Verlag H. G. Münchmeyer, Dresden-Niedersedlitz,  
herausgegebenen Buchfassung in modernisierter Rechtschreibung.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.sammler-editionen.de](http://www.sammler-editionen.de)

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild Sammler-Editionen  
erschienenen Print-Ausgabe  
Copyright © 2012 by Weltbild Sammler-Editionen  
in der Verlagsgruppe Weltbild GmbH,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Kolorierung der historischen Illustrationen:  
Sascha Wullemet, München  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München,  
unter Verwendung einer kolorierten Originalillustration  
E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-986-4

# **Sklassen der Ehre**


Roman  
von

**Karl May**

Band V des Romans  
»Der Verlorene Sohn«

**Weltbild**

# 1. Kapitel

anz droben im wilden Gebirge, nahe an der Grenze, stand auf einer kleinen Lichtung eine Hütte – ein Haus war das Bauwerk ja nicht zu nennen. Den rohen, ungetünchten Mauern, den kleinen, engen Fenstern, der niedrigen Tür, dem Dach von Schindeln, dem allen merkte man an, dass es keinen übermäßigen Reichtum berge.

Dennoch sah das Ganze nicht gar zu ärmlich aus.

Daran mochte vielleicht der dichte, undurchdringliche Buchenzaun schuld sein, der den anstoßenden Garten einrahmte, und dem Erbauer hatte es wohl auch nicht an einem gottesfürchtigen, heiteren Gemüt gefehlt, denn in den oberen Querbalken der Tür waren die Worte eingegraben:

»Dies Häuschen steht in Gottes Hand,  
Drum ist's auch noch nicht abgebrannt.«

Jetzt wohnte der Kohlenbrenner Hendschel mit seiner Frau darin – ganz allein, wie man in der Umgegend meinte; wer aber Gesicht und Gehör besaß, so scharf, dass es durch den Buchenzaun zu dringen vermochte, der hätte bald erfahren, dass sich hier auch noch andere Leute aufhielten.

Die Sonne war untergegangen. Im freien Feld war es gewiss noch leidlich hell, hier aber, unter den riesigen Tannen und Fichten, lag bereits das Dunkel der Nacht ausgebreitet.

In dem Stübchen erklangen blecherne Löffel – die Abendsuppe wurde verzehrt.

Drei Männer und eine Frau saßen am Tisch. Der eine der Männer war der Köhler, die beiden anderen waren zu Gast bei ihm.

Als die Suppe gegessen war, griff der Köhler über die Tür, langte ein altes, abgegriffenes Buch herab und sagte:

»Ist der Leib satt, so soll auch die Seele nicht hungern! Mutter, lies den Abendsegen!«

Die Alte setzte die Hornbrille auf die Nase, schlug das Buch auf und begann:

»Der lieben Sonne Licht und Pracht  
Hat nun den Lauf vollführet,  
Die Welt hat sich zur Ruh gemacht,  
Tu, Seel', was dir gebühret!  
Tritt an die Himmelstür  
Und bring ein Lied herfür;  
Lass deine Augen, Herz und Sinn  
Auf Jesum sein gerichtet hin!«

Der eine der beiden Gäste ließ ein Räuspern vernehmen, welches nicht zu der Stimmung der Alten passte. Sie sah ihn forschend an und fragte:

»Gefällt Ihnen das Lied nicht?« – »Oh, es ist sehr gut, sehr schön!«, beeilte er sich zu antworten, aber seine Stimme klang kalt, vielleicht sogar ein wenig spöttisch. Glücklicherweise bemerkte die Leserin dies nicht. Sie fuhr fort:

»Ihr Höllengeister, packet euch!  
Hier habt ihr nichts zu schaffen,  
Dies Haus gehört in Jesu Reich;  
Lasst es nur sicher schlafen!  
Der Engel starke Macht  
Hat es in guter Acht;  
Ihr Heer und Lager hält's in Schutz;  
Drum sei auch allen Teufeln Trutz!«



»Ihr Höllengeister, packet euch! Ihr habt hier nichts zu schaffen!«

Da erklang das Räuspern abermals. Mutter Hendschel blickte den Gast über die Brille hinweg an und fragte:

»Sie glauben wohl nicht an den Teufel?« – »Ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht«, antwortete er. »Aber so schlimm, wie es hier im Buch gemacht wird, ist es mit den Höllengeistern nicht!« – »Gott behüte uns vor ihnen, mögen sie nun zu uns kommen als Geister oder in Menschengestalt!«

Sie las weiter:

»So will ich denn nun schlafen ein,  
Jesus, in deinen Armen.  
Dein Ang'sicht soll mein Bette sein,  
Mein Lager dein Erbarmen,  
Mein Kissen deine Brust,  
Mein Traum die süße Lust,  
Die aus der Seiten Wunde fließt  
Und dein Geist in mein Herze geußt!«

Jetzt erhob der Gast sich von seinem harten Stuhl, hustete laut und sagte:

»Ihr habt wohl noch nie ein anderes Gedichtbuch in Euren Händen gehabt?« – »Nein«, antwortete die Alte aufrichtig. – »So ist es Euch nicht übelzunehmen, dass Ihr an solchem Unsinn Geschmack findet. Wer keine Ananas gegessen hat, dem mögen die Erdäpfel schmecken; mir aber bekommen sie nicht.« – »Ich weiß nicht, was eine Ananas ist; aber wer weiß, ob sie so sättigt wie unsere Erdäpfel.« – »Ja, ihr wisst es eben nicht anders. Ihr seid Christen und führt doch ein wahres Heidenleben. Gute Nacht!«

Er ging hinaus und schlug die Tür ziemlich laut zu. Dann hörte man ihn durch die Haustür ins Freie gehen.

Mutter Hendschel sah die beiden anderen Männer einen nach dem anderen an, dann unterbrach sie die eingetretene, unangenehme Stille:

»Vater, soll es länger so fortgehen? Willst du mit dem Vetter reden, oder soll ich es tun?«

Der Köhler nickte nachdenklich mit dem Kopf und antwortete:

»Ich werde es wohl tun müssen, denn die Sache ist Männersache.«

Und sich zu dem anderen wendend, fragte er:

»Kannst du mir wohl sagen, Vetter, wer Herr in diesem Haus ist?« – »Doch du!« – »Das habe ich immer gedacht, jetzt aber scheint es anders geworden zu sein. Schau, ich habe mit meiner Frau einsam gewohnt und einsam gelebt, solange wir uns haben. Im Stillen ist der liebe Gott bei uns gewesen, und es hat bei uns Eintracht und Zufriedenheit gegeben. Da kamst du. Du sagtest, du hättest ein bisschen über die Grenze hinüberhantiert und müsstest für eine kurze Zeit aus deinem Nest fort; ob ich dich so einige Wochen lang bei mir haben wollte. Du bist mein Vetter, und so sagte ich gern und willig ja.« – »Dafür bin ich euch ja herrlich dankbar!« – »Schön! Ich will es glauben. Aber als du dann wirklich kamst, da kamst du nicht allein, sondern du brachtest diesen



Menschen mit. Wir sollten ihn mit aufnehmen, weil er dein Freund sei und sich auch für kurze Zeit nicht sehen lassen dürfe. Ich bin nie ein Schmuggler gewesen, aber wir alle hier an der Grenze denken nicht schlimm über dieses Geschäft, und so habe ich gedacht, keine Sünde zu tun, wenn ich dir aus der Verlegenheit helfe. Was aber geht mich die Verlegenheit eines so fremden Menschen an?« – »Er ist mein Freund und wird es euch vergelten!« – »Das klingt sehr schön, aber ich sehe nichts. Ihr esst nun bereits acht Wochen lang von meiner Armut, ich weiß fast nicht mehr, woher ich es nehmen soll, und bekomme nicht einmal Habdank dafür. Das möchte nun noch sein, aber dass er mir Unfrieden sät, dass er unseren Glauben verachtet, dass er die alten Lieder verspottet, die uns getröstet haben in Trübsal, Hunger und Not, das kann und mag ich nicht länger leiden. Er nennt sich Hirsch. In unserer Gegenwart sagt ihr du zueinander; seid ihr allein, so nennst du ihn Sie. Wer ist dieser Mann?« – »Du irrst. Ich sage nie Sie zu ihm. Er heißt Hirsch, ist mein Geschäftsfreund, und seine Heimat liegt jenseits der Grenze.« – »Warum trägt er falsches Haar?«

Der Gefragte erschrak, fasste sich aber und antwortete:

»Er trägt die Perücke, weil er nur spärliches Haar hat.« – »Nein; er hat schönes, schwarzes Haar und legt sich doch eine helle Perücke darüber.« – »Davon weiß ich nichts.« – »Du sagst die Unwahrheit!« – »Fällt mir nicht ein!« – »So? Ihr schlaft in einer Kammer. Ich sehe durch die Astlöcher, dass er im Schlaf die Perücke verliert. Du selbst hast sie ihm wieder aufgesetzt, und jetzt leugnest du!« – »Vetter!« – »Schon gut! Aber ich will dir einmal eine kleine Geschichte erzählen, wenn es dir recht ist.« – »Erzähle sie!« – »Schön! Ich komme jährlich nur einmal aus dem Wald hinaus. Das letzte Mal war es vor zwei Wochen, als ich auf dem Jahrmarkt in Waltersgrün war. Ich saß in der Schenke und hörte zu, was die Leute erzählten. Auf einmal redet einer von dem Wagner Hendschel in Obersberg. Kennst du den?« – »Spaßvogel! Das bin ich ja selbst!« – »Schön! Also von dir erzählte er. Er sagte, du seist Waldkönig gewesen und aus Angst ausgerissen. Bis jetzt könne dir nichts bewiesen werden, und so wäre es besser, wenn du zurückkehrtest und dein gutes Gewerbe wieder in die Hand nähmst. Hatte er recht?« – »Hm!« – »Bist du einmal erwischt worden?« – »Nie.« – »So geh heim und arbeite von jetzt an treu und ehrlich, und wenn jemand sagt, du seist ausgerissen, so antworte ihm, dass du bei mir auf Besuch gewesen bist, dann muss er still sein.« – »Ja, wenn man nur wüsste, ob es wirklich so ist, wie man sagt!« – »Es ist so. Der Schmied Wolf und die Seidelmanns sind erwischt worden; darum ist's aus mit ihnen. Dich aber hat noch keiner ertappt. Du brauchst dich gar nicht zu fürchten, und willst du dich ganz sicher stellen, so will ich nach Obersberg gehen und einmal hinhorchen, wie die Spatzen pfeifen.« – »Vetter, wenn du das wolltest!« – »Ganz gern. Ich weiß, du bist kein schlechter Kerl und wirst nicht wieder solche Dummheiten machen. Es ist vorteilhafter, du änderst dich freiwillig, als dass du durch das Zuchthaus gebessert werden sollst.« – »Das ist nicht nötig. Ich bin durch die Seidelmanns hineingeraten. Wenn ich ruhig heimgehen könnte, zu den Meinen, so wäre alles gut!« – »Geh in Gottes Namen! Es tut dir kein Mensch etwas. Also das war das eine, was ich hörte. Das andere war ebenso wichtig, vielleicht noch wichtiger.« – »Du machst

mich neugierig. Was war es denn?« – »Die Geschichte von einem Erzsputzbuben, von einem Halunken, wie es keinen zweiten gegeben hat und jemals geben wird.« – »Wie heißt er denn?« – »Hast du niemals von einem gewissen ›Hauptmann‹ gehört?« – »Nein, nie!«

Das wetterharte Gesicht des alten Köhlers nahm einen außerordentlich pfffigen Ausdruck an. Er sagte:

»Das wundert mich sehr.« – »Warum?« – »Erstens, weil alle Welt von diesem Menschen spricht, und weil ihn ganz besonders die Waldkönige kennen sollen. Du aber bist ja ein solcher gewesen.« – »Du sagst, alle Welt spräche von diesem Mann. Hast denn du ihn gekannt?« – »Nein. Bei mir ist das anders. Ich komme nicht in die Welt hinaus und lese keine Zeitungen. Ich lebe in meinem Wald und halte es mit meinem Haussegen. Das genügt mir vollständig. Eure Spitzbübereien gehen mich nichts an. Dieser ›Hauptmann‹ ist also endlich erwischt worden, aber unter Mord und Totschlag wieder ausgerissen. Nun wird an allen Orten nach ihm gesucht. Er kann nicht über die Grenze hinüber, und da man ihn im Wald vermutet, so soll nächstens über das ganze Gebirge eine großartige Suche nach ihm angestellt werden. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken.« – »Ich auch nicht.« – »So warne ihn!« – »Du meinst etwa, dass ich das könnte?« – »Warum nicht?« – »Da müsste ich ihn doch kennen!« – »Freilich.« – »Und auch wissen, wo er ist!« – »Auch das natürlich.« – »Wie kommst du mir denn vor?« – »Na, ich bin kein Klugfuchser und Härchenspalter; aber meine Gedanken habe ich doch. Dieser ›Hauptmann‹ ist nämlich der Baron von Helfenstein.« – »So, so!« – »Auf Schloss Hirschenau.« – »Hm!«, meinte der Wagner verlegen. – »Da ist mir denn eingefallen, dass dein Freund sich hier Hirsch nennt.« – »Er heißt ja so.« – »Papperlapapp! Sein Name ist so falsch wie sein blondes Haar. Und da habe ich noch vom Jahrmarkt etwas. Das ist auch wunderbar.« – »Was?« – »Diese Zeitung!«

Der Köhler öffnete die Schublade des Tisches und zog ein zusammengelegtes Zeitungsblatt hervor. Dann fuhr er fort:

»Ich weiß nicht, ob oder wann jemals eine Zeitung in dieses Haus gekommen ist, aber das Blatt hier war mir doch so interessant, dass ich es mir mitgenommen habe.« – »Was steht drin?« – »Der Steckbrief und das Signalement des ›Hauptmanns‹.« – »Ah! Zeig einmal her!«

Er nahm das Blatt und las die betreffende Stelle durch.

»Was denkst du dabei?« – »Was soll ich mir denn denken?« – »Fällt dir nichts auf?« – »Nein. Was meinst du denn?« – »Verstelle dich nicht! Da passt ein jedes Wort ganz genau auf deinen guten Freund Hirsch.« – »Vetter, wo denkst du hin?« – »Ich denke immer nur gerade das, was mir in den Sinn kommt. Aber hast du auch die großen, dicken Zeilen unter dem Signalement gelesen?« – »Nein.« – »So tue es!«

Das Gesicht des Wagners nahm einen geradezu angstvollen Ausdruck an, als er weiterlas.

»Vetter, du willst doch nicht –!«, sagte er. – »Ach, was ich will, das ist Nebensache! Also, was steht denn dort, Vetter?« – »Zehntausend Mark, wer ihn tot, und

fünfzehntausend, wer ihn lebendig bringt oder seine Arretur überhaupt ermöglicht.« – »Na, ist das nicht großartig?« – »Ein ganzes Vermögen!« – »Denke dir, wie arm ich bin!« – »Um Gottes willen, Vetter!« – »Wenn dieser Mann bei mir wäre, so könnte ich auf einen Schlag reich sein!« – »Freilich wohl!« – »Und zwar nicht durch eine Schlechtigkeit, sondern gerade dadurch, dass ich meine Pflicht tue. So werden viele tausend Menschen denken. Der ›Hauptmann‹ ist wirklich keinen Augenblick sicher.« – »Oh, er wird sich schon gut versteckt haben!« – »Ja, das hat er! Ich meine, dass von einem Verräter kein Hund einen Bissen Brot frisst, und die Gastfreundschaft ist das Heiligste mit, was es gibt. Aber ich bin ein armer Teufel und habe nichts zu verschenken, und ich will mir meine höchsten Güter, meinen Glauben und meinen Seelenfrieden nicht rauben und verspotten lassen. Darum kannst du mir einen großen Gefallen tun!« – »Welchen?« – »Wenn du einem begegnen solltest, der der ›Hauptmann‹ sein könnte, so sage ihm, dass ich ein ehrlicher Kerl bin und mit den Gerichten nichts zu tun haben will. Er mag sich fern von mir halten, je weiter, desto besser für ihn und für mich. Morgen setze ich den neuen Meiler auf. Wenn ich übermorgen nach Hause komme, so will ich es rein vorfinden.« – »Vetter!« – »Schon gut! Ich halte viel auf dich. Wir sind verwandt; du bist und bleibst mir willkommen zu aller Zeit, aber was darüber ist, das ist von Übel. Jetzt gehe ich schlafen. Komm, Mutter! Gute Nacht, Vetter!«

Die beiden Alten begaben sich nach ihrem Kämmerlein. Als sie dort miteinander allein waren, fragte die Frau:

»Du glaubst also, dass er es wirklich ist?« – »Er ist's. Ich beschwöre es.« – »Herrgott! Fünfzehntausend Mark!« – »Mutter, er ist unser Gast!« – »Wir könnten dann anstatt der Erdäpfel das essen, wovon er sprach. Wie hieß das Zeug?« – »Varinas.« – »Nein, das ist doch Tabak.« – »So war es Kanevas.« – »Auch nicht. Kanevas nehmen die feinen Damen zum Sticken.« – »Nun, so war's ein Heringsfass – as oder ass war hinten dran. Amma, Anna, Ananas, jetzt habe ich es, ja, so war es.« – »Das muss etwas sehr Gutes sein, vielleicht wie Hagebuttenbrühe und junger Ziegenbraten!« – »Ganz egal! Ein Verräter werde ich wegen des Ziegenbratens doch nicht. Führe uns nicht in Versuchung!« – »Sondern erlöse uns von dem Übel! Nicht?« – »Ja. Er ist das Übel, und wir werden erlöst.« – »Meinst du wirklich? Denkst du, dass es geht?« – »Sicher und gewiss. Er hat sich uns anvertraut, weil er dachte, wir kennten ihn nicht und wüssten auch nichts von dem Preis, der auf ihn gesetzt ist. Sobald er aber das Gegenteil erfährt, wird er sich schleunigst auf die Socken machen.« – »Du denkst also, dass der Vetter es ihm sagt?« – »Ja. Ich bin überzeugt, dass sie jetzt miteinander unten auf der Gartenbank sitzen und von meiner Zeitung reden. Mir wird der Abschied nicht weh tun. Jetzt aber wollen wir das Ding beschlafen. Gute Nacht, Mutter!« – »Gute Nacht, Vater!«

Sie schwiegen, aber sie schliefen doch nicht. Sie sannen und sannen. Sie wollten nicht zum Verräter werden, aber fünfzehntausend Mark – als der Köhler eingeschlafen war, träumte ihm von einem Geldsack, der höher als die höchste Tanne war, und seiner Ehefrau träumte von einer Frucht, die aus lauter Zuckerhüten, Rosinen und jungen Ziegenkeulen bestand, und darunter waren in riesenhaften Buchstaben die beiden Worte

Kanevas und Varinas zu lesen.

Der Köhler hatte übrigens recht gehabt. Zunächst war der Vetter eine Zeit lang in tiefen Gedanken sitzen geblieben; dann aber war er hinaus in das Gärtchen gegangen, wo eine aus Steinen roh errichtete Bank stand. Auf ihr saß – Baron Franz von Helfenstein, denn dieser war es wirklich.

Der Wagner setzte sich zu ihm, wenn auch in so respektvoller Entfernung, wie die Länge der Bank zuließ. Sie saßen einige Zeit schweigsam; dann endlich unterbrach Hendschel die Stille:

»Gnädiger Herr, ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen. Darf ich?« – »Es wird nicht viel Gescheites sein.« – »Allerdings nicht.« – »So behalte es für dich!« – »Das geht nicht. Ich muss es sagen.« – »Bah! Ich weiß es schon.« – »Wirklich?« – »Ja. Ich soll fort.« – »Woher wissen Sie es denn?« – »Das hat in den letzten Tagen so in der Luft gelegen, und als ich heute mit meinem Ärger über diese dumme Reimerei losbrach, da wusste ich, dass es nun sicher zur Sprache kommen werde. Ich ging also hinaus, tat, als ob ich mich entfernte, kehrte aber leise an den Laden zurück.« – »So haben Sie gehorcht?« – »Ja.« – »Und alles gehört?« – »Alles.« – »Was sagen Sie dazu?« – »Diese alten Leute sind noch dümmer, als sie ehrlich sind. Ich lasse jetzt einige Zeit vorübergehen, bis sich der Lärm gelegt hat, dann darf ich mich wieder nach der Hauptstadt wagen. Ich weiß dort Perlen und Edelsteine für mehrere Millionen Mark. Die hole ich mir, und dann könnte ich die Alten überreichlich belohnen! Jetzt aber stoßen sie mich hinaus, und ich weiß nicht, wohin. Dieser entlegene Winkel ist die einzige Stelle des Gebirges, an der ich sicher sein konnte. Nun geht die Gefahr von Neuem an.« – »Wohin werden Sie sich wenden?« – »Weiß ich es? Übrigens will ich dich warnen! Es ist sehr wahr, dass du ruhig nach Obersberg zurückkehren kannst. Niemand kann dir etwas beweisen, aber wenn dein Vetter hier mich verraten würde, oder wenn du selbst ein einziges Wort fallen ließest, so wäre dir dein letztes Brot gebacken. Merke dir das!« – »Herr Baron, Sie werden doch nicht glauben, dass es mir möglich sei, so an Ihnen zu handeln!« – »Schon gut! Ich habe die Menschen kennengelernt. Ich habe mit Haufen Goldes um mich geworfen, da hatte ich tausend Freunde. Seit ich aber auf jenem Schloss mein Geld in der Uniformtasche stecken ließ, also keinen Heller mehr habe, gibt es für mich keinen einzigen Freund mehr.« – »Nur mich.« – »Schweig! Hättest du nicht Angst, dass ich dich verraten würde, so wäre ich längst von dir für die fünfzehntausend Mark verschachert worden. Ich mag nichts wissen. Gute Nacht, Hendschel!«

Er erhob sich und verschwand im Dunkel der Nacht. Hendschel blieb sitzen. Er ballte ergrimmt die Fäuste und dachte, natürlich bei sich im Stillen:

»Recht hast du, Halunke! Du hast mich zum Pascher gemacht und mich ausgenutzt für ein Lumpengeld! Fünfzehntausend Mark! Ah! Zehntausend, wenn er tot ist! Man sollte den Kerl einfach erschlagen!«

So saß er noch lange da, in Gedanken versunken, die ebenso dunkel waren wie die nächtlichen Schatten, die unter dem dichten Dach des Waldes brüteten. Er ging erst spät schlafen. Was nun auch das Ergebnis seines Sinnens gewesen war – als er erwachte, war

Hirsch, der einstige »Hauptmann«, nicht zu sehen. Hatte er Verdacht geschöpft? Hatte er dieselben Gedanken gehabt wie Hendschel: Tot abgeliefert – zehntausend Mark?

Hendschel suchte überall nach ihm, vermochte ihn aber nicht zu finden und war nun überzeugt, dass er das Weite gesucht habe.



## 2. Kapitel

Der »Hauptmann« traute den Köhlersleuten nicht mehr. Ihr Verhalten hatte ihn zur Vorsicht gemahnt und ebenso hatte ihn die Unterredung mit Hendschel zu der Überzeugung gebracht, dass er sich auch vor diesem in Acht zu nehmen habe. Er hatte sich also entschlossen, sein jetziges Asyl ganz im Stillen zu verlassen.

Früh, als die anderen noch schliefen, war er aufgestanden, hatte sich von dem auf dem Tisch liegenden schwarzen Haferbrot ein Stück abgeschnitten, um während des Tages nicht hungern zu müssen, und war dann gegangen.

Draußen an dem dichten, grünen Gartenzaun war er stehen geblieben, und sein Auge musterte das Häuschen, dessen stillen Schutz er von jetzt an entbehren sollte. Er wischte sich mit der Hand über die Stirn und murmelte:

»Nun ist's auch hier vorüber! Vogelfrei! Ein jeder kann mich ermorden, ohne Strafe befürchten zu müssen. Ja, er wird sogar noch dafür belohnt. Ich bin ausgestoßen wie ein wildes Tier. Aber das will auch leben. Was es braucht, das raubt es sich also. Ich muss es auch so machen!«

Dass er es bereits so gemacht hatte, als er noch nicht vogelfrei war, daran wollte er nicht denken.

Er ging fort, nicht den breiten Weg, denn auf demselben konnte er jemandem begegnen, und das musste er gezwungenermaßen vermeiden, sondern er bog in einen schmalen, kaum gangbaren Waldweg ein. Noch wusste er nicht, wohin er sich wenden werde. Er wollte zunächst in die Tiefe des Waldes tauchen und dort überlegen, was für ihn am geratensten sei.

So schritt er, tief in Gedanken versunken, weiter, bis er zu seiner nicht sehr freudigen Überraschung bemerkte, dass er sich wieder in der Nähe der Köhlerwohnung befinde.

Jetzt nahm er sich eine bestimmte Richtung vor. Er wandte sich gegen Norden mitten in den Wald hinein, da, wo eine enge, kaum gangbare Schlucht steil empor zu einer Höhe führte, von der aus man weit in das Land hineinzuschauen vermochte.

Diese Aussicht war von außerordentlicher Schönheit, aber auch ebenso gefährlich. Der Felsen fiel tief in den dunklen Grund ab. Eine Barriere gab es nicht. Wer nicht schwindelfrei war, der konnte sich höchstens an einer der Tannen festhalten, die ihre spärliche Nahrung aus den Felsenritzen sogen.

So schritt und kletterte der »Hauptmann« weiter und weiter, immer höher und höher. Fast hatte er den oberen Rand des Felsens erreicht, da stand er plötzlich erschrocken still. Er hatte über sich auf der Felsplatte eine menschliche Stimme vernommen, wie wenn einer zu singen anheben will.

Der Baron stand und horchte. Er hörte ein leises Hüstel, und dann begann eine volle, kräftige Baritonstimme die Verse:

»Land meiner Väter, länger nicht das meine,

So heilig ist kein Boden, wie der deine,  
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,  
Und knüpfte mich an dich kein lebend Band,  
Es würden mich die Toten an dich binden,  
Die deine Erde birgt, mein Vaterland.«

Dann wurde es still. Der Baron hörte nichts mehr, keinen Laut, keine Bewegung.

»Hm!«, dachte er. »Das ist ja ein deutsch-amerikanisches Lied, von Konrad Krez gedichtet! Wie kommt ein Gebirgler dazu, es anzustimmen? Oder ist der Sänger vielleicht ein Fremder? Ich muss doch einmal sehen.«

Er kletterte vollends empor, leise und vorsichtig. Als er den Rand der Felsenplatte erreichte, schob er zunächst nur den Kopf vor. Da lehnte der Sänger an einer der Tannen, die er mit den Armen umfassen hielt, und blickte über die Berge und Täler in das Land hinein.

Er war ein Mann im Alter des Barons, auch von derselben Figur. Sein Teint war braun. Der Fremde musste sich wohl viel in der Sonne aufgehalten haben. Ein kräftiger Knotenstock lag neben ihm auf der Erde; auf dem Kopf trug er einen sehr breitkrepfigen Hut. Seine Kleidung war nicht diejenige eines reisenden Handwerkers. Sie bestand vielmehr aus teurem Stoff und war nach dem neuesten Schnitt gefertigt.

»Von diesem Mann habe ich nichts zu befürchten, sondern eher noch etwas zu erwarten«, dachte der Baron.

Er stieg also vollends empor. Dabei verursachte er mit Absicht mehr Geräusch, als gerade notwendig gewesen wäre. Der Fremde hörte es und drehte sich herum zu ihm.

»Guten Morgen!«, grüßte der Baron. – »Guten Morgen!«, antwortete der andere. – »Störe ich?« – »Oh, nein!« – »Ich hörte hier oben singen –?« – »Das war ich.« – »Ich glaube, das Lied zu kennen. Es ist von einem deutsch-amerikanischen Verfasser in Shewoygan. Nicht?« – »Allerdings.« – »Ich wundere mich, es zu hören.«

Der andere lachte fröhlich auf und sagte:

»Das lassen Sie sich nicht wundern. Ich habe es nämlich nicht hier gelernt.« – »Ah! Wo sonst?« – »Drüben.« – »Sie meinen in Amerika?« – »Ja.« – »So haben Sie drüben gereist?« – »Ja und nein, wie man es nimmt.« – »Wie verstehe ich das?« – »Nun, ich bin allerdings da drüben sehr weit herumgekommen, von Kanada im Norden bis an den Amazonenstrom in Brasilien im Süden; gereist bin ich also viel, aber von hier hinüber nicht.« – »So sind Sie also geborener Amerikaner?« – »Auch nicht. Meine Heimat liegt hier im Land.« – »Also ausgewandert?« – »Ja, meine Eltern gingen nach Amerika, als ich ein halbes Jahr alt war. Sie sind von hier?« – »Ja.«

Der Fremde hatte den Baron scharf betrachtet. Er schien von dieser Musterung befriedigt zu sein, denn er sagte:

»Sie sind beschäftigt?« – »Nein.« – »Also Spaziergänger?« – »So ähnlich.« – »Nun, so haben Sie Zeit. Wollen Sie ein bisschen neben mir Platz nehmen? Der Felsen ist bemoost, man sitzt weich. Wir können uns unterhalten und dabei die herrliche Aussicht aus erster Hand genießen.«

Er legte den Ranzen ab und setzte sich am Stamm der Tanne nieder.

Der Baron zögerte ein wenig. Für ihn war es wohl nicht ohne Wagnis, sich hier an einem so offenen Punkt gemütlich zu einem lauten Gespräch niederzusetzen. Man konnte sie hören und dann herkommen. Wurde er erkannt, so war er verloren. Es gab ja nur den einen Ausweg nach der Seite, von der er heraufgestiegen war. Nach den drei anderen Seiten fiel der Felsen, wie bereits erwähnt, so steil ab, dass eine Flucht in dieser Richtung mit der äußersten Lebensgefahr verbunden war.

Aus diesem Grund zögerte der Baron. Er lauschte ganz unwillkürlich zurück, in den Wald hinein, ob er vielleicht etwas Verdächtiges zu hören vermöge.

»Nun?«, fragte der Fremde. »Sie horchen?« – »Oh, nur so«, antwortete der Baron, einigermaßen verlegen. – »Haben Sie noch jemanden mit?« – »Nein.« – »Ich dachte.« – »Es war mir, als hätte ich einen Schuss gehört.« – »Jetzt, im späten Frühjahr? Die Jagd ist ja zu Ende. Wenigstens pflegt zu dieser Zeit hier in euren zivilisierten Ländern das Wild geschont zu werden.« – »Das ist richtig, aber der Schuss kann doch irgendeinem Raubzeug gegolten haben.« – »Na, uns geht es auf keinen Fall etwas an, denn wir gehören ja nicht zum Raubzeug, wenigstens ich nicht, oder Sie vielleicht, mein bester Freund?«

Diese Worte waren im Scherz ausgesprochen, und doch erschrak der Baron. Wer ein böses Gewissen hat, muss aller Augenblicke zittern.

»Nein«, antwortete er möglichst unbefangen. »Ich bin weder Fuchs noch Habicht.« – »Na also! Lassen wir den Förster oder seinen Burschen schießen, so viel es ihm beliebt! Kommen Sie her, an meine Seite! Die Aussicht ist schön, aber ich lasse mir durch solche idealen Genüsse doch auch die materiellen nicht verleiden. Sie haben wohl schon gefrühstückt?« – »Noch nicht.« – »So lade ich Sie ein, mein Gast zu sein.«

Der Fremde öffnete den Ranzen und zog ein Paket mit Schinkenschnitten nebst einer Flasche Wein hervor.

»Die Schinkenbrote teilen wir«, sagte er. »Den Wein müssen wir leider aus der Flasche trinken, denn ich bin nicht mit einem Glas versehen.«

Er sagte das so jovial und gutherzig, dass der Baron sich immer sicherer zu fühlen begann. Die Brote wurden geteilt, und als die Flasche geöffnet war, bemerkte der Baron, dass der Fremde von der besten und wohl auch teuersten Marke gekauft hatte.

»Danke!«, sagte er, indem er die Flasche zurückgab. »Dieser Wein ist nicht von hier hüben.« – »Nein, sondern von drüben.« – »So haben Sie ihn über die Grenze gebracht?« – »Ja.« – »Aha! Hm!« – »Wie, aha? Meinen Sie, dass ich ihn gepascht habe?« – »Warum nicht?« – »Das habe ich nicht nötig. Würde sich auch nicht verlohnen, eine einzelne Flasche.« – »Ich dachte, weil die Steuermarke nicht aufgeklebt ist.« – »Sie ist wieder abgefallen, sie muss da im Tornister liegen.« – »Dann Entschuldigung!« – »Oh, bitte!«



»Den Wein müssen wir leider aus der Flasche trinken!«

Der Baron hatte wegen des Paschens auf den Strauch geschlagen, um zu erfahren, ob sein gegenwärtiger Kamerad vielleicht ein Mann sei, mit welchem sich etwas anfangen lasse. Jetzt fuhr er, um das Gespräch nicht stocken zu lassen, fort:

»Sie berauben sich meinetwegen Ihres Mundvorrats.« – »Schadet nichts.« – »Dann müssen Sie aber darben!« – »Das hoffe ich doch nicht. Wir sind ja nicht in der Sahara!« – »Aber im hohen Gebirge!« – »Na, ist das so gefährlich?« – »Gefährlich gerade nicht, aber abgelegен.« – »Ein Stück Brot wird wohl zu erhalten sein!« – »Hier in der Nähe nicht.« – »So! Wie weit hat man bis zum nächsten bewohnten Ort von hier aus zu gehen?« – »Anderthalb Stunden.« – »Na, da ist's ja nicht zum Verhungern.« – »Ob aber Sie den Weg finden würden, das weiß ich nicht so genau.« – »Ich auch nicht«, lachte der Fremde. – »Wie kommt es denn, dass Sie als Amerikaner, der noch niemals in dieser Gegend gewesen ist, nicht auf der Eisenbahn oder auf der Chaussee bleiben, sondern gerade den unsicheren, dichten Gebirgswald wählen?« – »Unsicher? Gibt es hier Räuber? Vielleicht einen Rinaldini oder einen Josef Schobri?« – »Glücklicherweise nicht.« – »Warum sprachen Sie da von Unsicherheit?« – »Ich meinte damit nur die Leichtigkeit, sich zu verirren.« – »Ah, bah! Ein Amerikaner und sich verirren!« – »Sie sind hier doch nicht bekannt!« – »Was tut das? Wo Nord und Süd ist, das weiß man. Wenn ich mich stets nach Norden halte, komme ich aus den Bergen heraus und in die bewohnte, volkreiche Gegend. Also von einem Verirren kann gar keine Rede sein! Wegen des Räuberhauptmanns aber darf man wohl ein Wort sprechen.« – »Wieso?« – »Das wissen Sie nicht?« – »Was meinen Sie denn?« – »Na, die Grenze ist ja mit Militärposten besetzt!« – »Ach so, wegen des ›Hauptmanns‹?« – »Ja. Der muss doch ein ganz verdammter Kerl sein!« – »Wie man hört, ja.« – »Man hat mir drüben so viel von ihm erzählt. Als ich an dem Grenzpfahl vorüber wollte, wurde ich festgehalten. Hätte ich nicht gar so gute Legitimationen besessen, wahrhaftig, ich wäre arretiert worden.« – »Was Sie sagen! Warum denn?« – »Ich soll eine gewisse Ähnlichkeit mit ihm haben.« – »Hm! Was man auch alles Ähnlichkeit nennt!« – »Ganz recht! Danke für die Ehre!«

Dem Baron war ein Gedanke gekommen. Er betrachtete sich seinen Nachbar genauer und fragte dann:

»Also wirklich nur Ihre guten Papiere haben Sie vor der Arretur gerettet?« – »Ja.« – »Also Ihr Pass?« – »Ja. Der Pass, das Vereinigtestaatenbürgerzeugnis und das Patent als Kapitän der amerikanischen Miliz.« – »Ah, also Kapitän? Mein Kompliment!« – »Danke sehr! Ein Kapitänstitel der Staatenmiliz hat gar nichts zu bedeuten. Da haben wir noch ganz andere Meriten, hier und hier!«

Dabei klopfte er auf den Tornister und auf die linke Seite seines Rocks, da, wo man in der Brusttasche das Portefeuille zu verbergen pflegt.

»Aha!«, nickte der Baron. »Sie sind wohlhabend!« – »Nicht nur das, sondern reich«, antwortete der Amerikaner mit einer gewissen bescheidenen Selbstzufriedenheit. – »So reisen Sie jetzt zum Vergnügen?« – »Ja und eigentlich doch nicht. Ich will mich hier niederlassen.« – »Ach so! Wohl in Ihrer Heimat?« – »Ja, wenn es möglich ist.« – »Darf ich erfahren, wo dies ist?« – »Geboren bin ich in dem kleinen Gebirgsort Langenstadt.



Kennen Sie es?« – »Ja. Wollen Sie direkt dorthin?« – »Ja. Wie weit ist es von hier?« – »Zu Fuß zehn Stunden.« – »Ach, so weit!« – »Ja. Sie müssen immer quer durch die Berge. Eine eigentliche direkte Straße gibt es nicht. Sie hätten auf der Eisenbahn bleiben sollen.« – »Das wollte ich nicht. Ich wollte den ersten Schritt in die Heimat ganz zu Fuß tun. Dass ich so quer über die Berge steigen muss, ist mir sehr lieb. Auf diese Weise lerne ich die Heimat gleich gut kennen.« – »Haben Sie Verwandte dort?« – »Ja. Der Bruder meines Vaters lebt noch dort. Er heißt Weber.« – »Das ist also auch Ihr Name?« – »Ja, natürlich. Mein Oheim ist ein armer Holzschnitzer, soll aber jetzt mit Obst handeln. Auch mein Vater war Schnitzer; er kam auf den klugen Gedanken, auszuwandern. Drüben ging sein Geschäft gut, von Jahr zu Jahr besser. Ich wuchs mit der Zeit heran, hatte aber keine Lust zum Holzschnitzen. Ich ging in die Welt, wurde dieses und jenes, zuletzt gar Goldsucher –« – »Ah! Waren Sie glücklich?«

Diese Frage war etwas zu unvorsichtig schnell ausgesprochen. Dem Amerikaner fiel dies nicht auf. Er antwortete:

»Oh, lange Zeit nicht.« – »Endlich aber doch?« – »Ja, endlich!« – »Wohl in Kalifornien?« – »Oh, nein. Die Blütezeit für die Goldsucherei war in Kalifornien bereits vorbei. Ich ging weiter nach Süden, an die Grenze von Texas und Mexiko.« – »Und dort waren Sie glücklich?« – »Ja. Ich fand eine Bonanza.« – »Was ist das?« – »Das ist ein spanischer Goldsucherausdruck, den ich Ihnen erklären will. Wissen Sie, wer der fleißigste und auch glücklichste Goldsucher ist?« – »Nun?« – »Das Wasser.« – »Wieso?« – »Da, wo das edle Metall sich findet, wird es vom Wasser, welches die leichte Erde fortwäscht, bloßgelegt, oft in großen Klumpen. Nach und nach wird es aus seinem Halt gerissen und fortgespült. Wenn nun im Bett eines Wildbachs, oder sagen wir vielmehr Goldbachs, eine Stelle kommt, welche aus lockerem, tiefgrundigem Sand besteht, so wird derselbe ausgewaschen und fortgeschwemmt. Da, wo sich der Sand befunden hat, entsteht also ein großes Loch unter dem Wasser, eine Vertiefung, in welche alles Schwere, was vom Wasser herbeigebracht wird, hinabfällt.« – »Ah, ich verstehe!« – »Auf diese Weise entstehen in solchen Bächen tiefe Löcher, in welche seit Jahrhunderten das Gold hinabgespült worden ist. Wer nun so ein Loch findet, der ist ein gemachter Mann.« – »So ein Loch heißt also Bonanza?« – »Ja.« – »Wie bekommt man das Gold heraus?« – »Entweder durch Tauchen, was aber lebensgefährlich ist, oder dadurch, dass man das Wasser ableitet, bis man das Loch geleert hat.« – »Sie haben wohl das Letztere getan?« – »Ja.« – »War die Ausbeute reich?«

Der Amerikaner lächelte still vor sich hin und antwortete:

»Ich bin zufrieden! Als ich den Bach ableitete, bemerkte ich zu meinem freudigen Schreck, dass sich mehrere Bonanzen nebeneinander befanden.« – »Sie glücklicher Mann!« – »Ja, ich war mit einem Schlag steinreich. Als ich dann nach Hause kam, war indessen der Vater gestorben. Ich verkaufte sein Geschäft, welches mir sehr gut bezahlt wurde, und beschloss, in die alte Heimat zu gehen.« – »Vielleicht, um sich hier anzukaufen?« – »Ja. Zu einem Rittergütchen wird es langen, vielleicht auch zu zweien, dreien, vieren oder fünfen.«